

<Kunstterror> - oder Zorn-Entladung am hilflosen Objekt?

Autor(en): Peter Burri
Quelle: Basler Stadtbuch
Jahr: 1976

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/36bad2df-7068-4626-88b9-bbba1a26625b>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

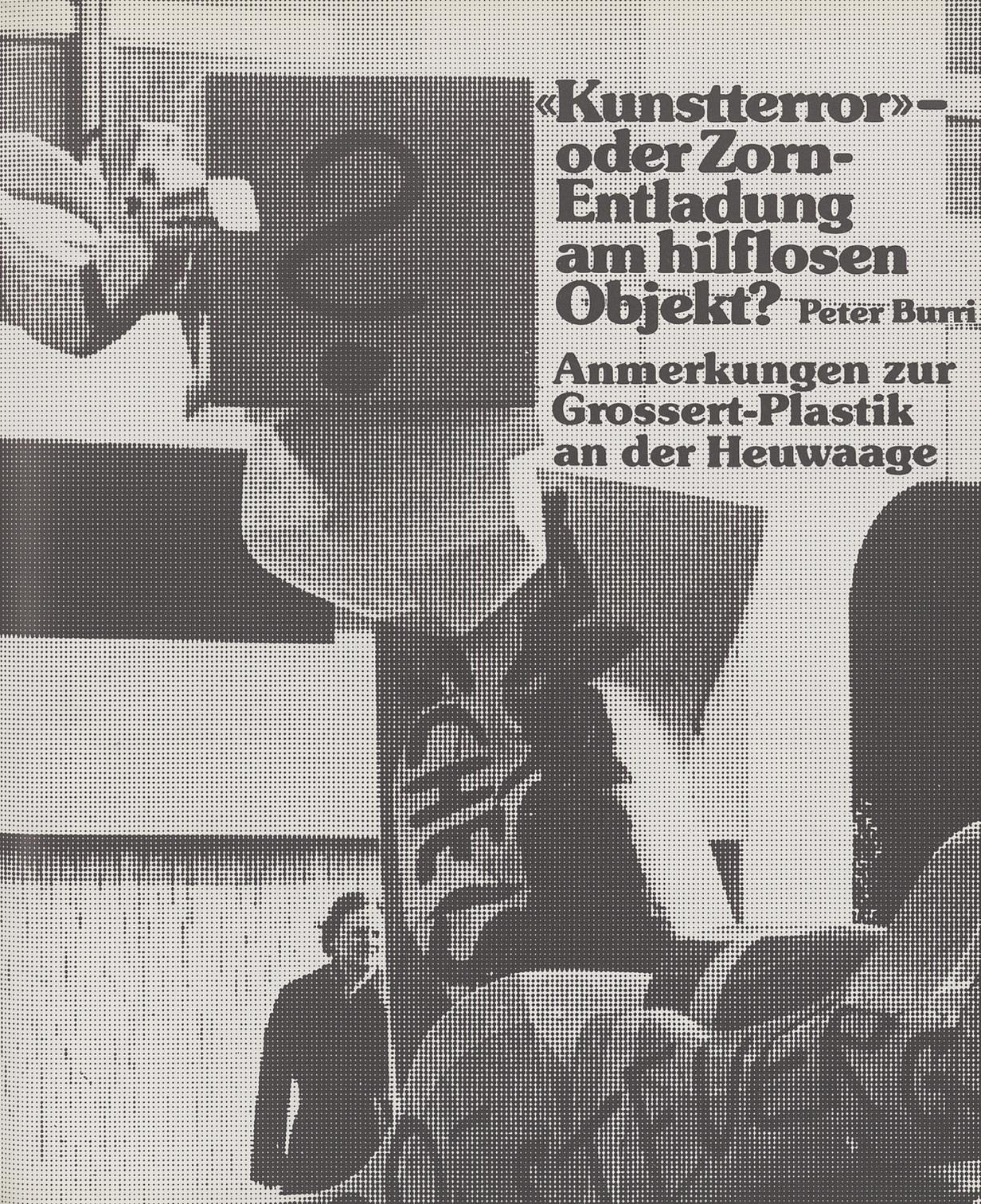
Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>



**«Kunstterror»-
oder Zorn-
Entladung
am hilflosen
Objekt?** *Peter Burri*

**Anmerkungen zur
Grossert-Plastik
an der Heuwaage**

Dass im Namen des Volkes gegen Kunst protestiert, wenn nicht gar Kunst zerstört wird, das hat, nicht nur in Basel, Tradition. Sobald Kunst, jenseits von einem billigen Realismus, Spiegel des Gesellschaftszustandes wird, begehren die, die an dem gegenwärtig gewiss nicht heilen Zustand unserer «modernen» Gesellschaften bewusst oder unbewusst oder auch nur vermeintlich am meisten leiden, mit Trotz und Zorn auf. Ihre Hilflosigkeit in andern Bereichen, im politischen wie in dem der persönlichen Entfaltung, entlädt sich am oft ebenso hilflosen Objekt und damit indirekt auch am Künstler, gerade an jenem Mitglied der Gesellschaft, das seinerseits gegen Unzulänglichkeiten aufbegehrt.

Vor diesem Hintergrund ist eine ganze Reihe Skandale rund um das Theater zu sehen, wie sie Basel in den letzten Jahren erlebt hat (man denke an das «gotteslästerliche» Horváth-Plakat, an «Titus, Titus» oder an «Othello»). In ein ähnliches Kapitel gehört auch der gegen den Lyriker Frank Geerk 1974 angestrengte Prozess, weil dieser in seinem Gedicht «Geistlicher Brief» eine zeitgenössische Kreuzigung Jesu auf der Autobahn imaginierte, was durchaus legitim ist, wenn einer unbedingt, um auf die Brutalität in unserem heutigen Leben hinzuweisen, die Christus-Figur bemühen will. In diesen Fällen ging es jeweils um die künstlerische Infragestellung moralischer Werte, auf die unsere Gesellschaft immer noch fest zu bauen glaubt – so wenig unser tägliches Leben danach aussieht.

Im vergangenen Jahr hat das «Volk» in anderer Form anonym zugeschlagen: Die Plastik «*Lieudit: Heuwaage*», die der Basler Künstler Michael Grossert 1975 als Auftragswerk des hiesigen Kunstcredits aus Eisenarmierung, Polyester und Acrylfarbe

geschaffen hat, wurde wenige Wochen nach ihrer Aufstellung auf der Heuwaage in der Nacht vom 27. auf den 28. Februar 1976 von Unbekannten beschmiert, unter anderem mit der Brandmarkung «56000.– Steuergelder», so dass eine kostspielige Putzaktion weitere Steuergelder in Anspruch nehmen musste.

Dieser Vandalenakt hat eine interessante Vor- sowie Nachgeschichte. Kaum war das befremdliche, grellbunte, mehrarmige und tonnenschwere Ding an seinem von der Regierung bestimmten Standort plaziert, kam es im Grossen Rat zu ersten Interpellationen. «Im Namen eines Grossteils der Bevölkerung» beantragte die Grossrätin Helene Burckhardt die Versetzung des «Monstrums» auf einen Kinderspielplatz. Soweit, so gut. In ihren weiteren Ausführungen war aber ein merkwürdiger Satz zu hören: «Bei der Beurteilung von sogenannten Kunstwerken aus der Gegenwart muss man vorsichtig sein und dem Auge und dem gesunden Empfinden Zeit zur Umstellung und Anpassung an das Neue lassen.»

Es ist etwas vom Gefährlichsten, was man – gerade als Politiker – tun kann, mit dem gesunden Volksempfinden zu operieren. Ganz abgesehen davon, dass dieses nirgends verbürgte Empfinden nur bei Kunst, nie aber bei gravierenderen (etwa bei städtebaulichen) Problemen in die Diskussion eingebracht wird. Im öffentlichen Kunstwerk wird, wenn es nicht einer als allgemein verbindlich vorausgesetzten, meist rückwärts orientierten Ästhetik genügt, der «Feind» gesehen, der in Wirklichkeit ganz woanders sitzt.

Wenn man sich vergegenwärtigt, was der Auftrag an Michael Grossert gewesen ist, müsste das einsichtig werden. Auf einen



hoffnungslos verplanten Platz dieser Stadt, der nie einer war, sondern mit Michael Grosserts Worten «eine Kreuzung, die wie ein unaufgeräumtes Zimmer wirkt, ohne Richtung, zerfranst», sollte ein Kunstwerk kommen, das den Ruf der Stadt Basel, eine Kunststadt zu sein, auch in die Zukunft hinüberretten könnte. Das öffentliche Kunstwerk hat nicht immer, aber sehr oft die Funktion, dem öffentlichen schlechten Gewissen ein bisschen Schonung ange-deihen zu lassen. In diese Richtung mag jedenfalls die Antwort von Regierungsrat Arnold Schneider auf die Interpellation Burckhardt weisen, worin er bemerkte, die Plastik «Lieudit» sei aus dem Baukredit für den Heuwaage-Viadukt bezahlt worden. Die übliche Kunstförderung also: Kunst am Bau, Verschönerung nach voll-

«Lieudit: Heuwaage», Kunststoffplastik des Basler Künstlers Michael Grossert, wie sie sich nach dem Vandalenakt am Morgen des 28. Februar 1976 darbot.

zogener Sachzwang-Architektur – statt Baukunst und Kunst des Städtebaus.

«Der Auftrag konnte vom Künstler nicht anders denn als eine Herausforderung verstanden werden», schrieb Wolfgang Besse-nich in der «National-Zeitung». Herausforderung an Basels Einwohner vielleicht auch, aber in erster Linie Herausforderung an sich selber, dem planerischen Wildwuchs an der Heuwaage etwas entgegen-zustellen, dass die «Zerfranstheit» der Um-ggebung formal einbezieht, aber qualitativ verändert und auf die Möglichkeit eines offeneren (dennoch nicht hilflos ver-schwommenen) Raumbewusstseins hin-

weist. In einem Interview mit Hans Jürg Kupper in den «Basler Nachrichten» meinte Grossert, seine Plastik sei «ein konzentrierter Raum, wo sich zwei Arten des Raum-Bewusstseins treffen: jenes, das den Raum als bekannt, fest, sicher – und jenes, das ihn als unbestimmt, endlos erlebt.» Daher die Konfrontation in «*Lieudit*» von strengen Formen und unpersönlichem Material wie Polyester, die an die Betonumgebung anklängen, mit organischer Bewegungsstruktur und Papageienfarben: Aus der Unpersönlichkeit ringt sich Persönlichkeit hervor, Michael Grosserts in Räumlichkeit gegossener Glaube, dass wir uns vom Sachzwang-Materialismus nicht beherrschen zu lassen brauchen.

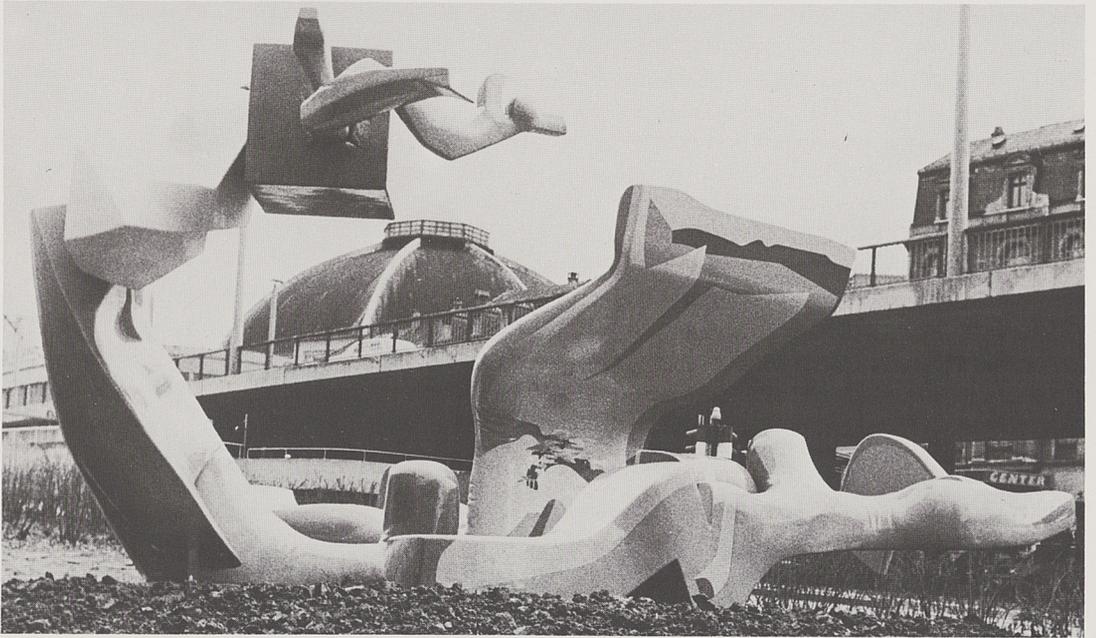
Wie weit nun der Bürger von Grosserts Sprache angerufen wird oder sich von ihr erdrückt fühlt, ist eine andere Sache. Da kommt die Ermessensfrage ins Spiel. Wo aber das «gesunde Empfinden» zuhause ist, ist nicht so leicht zu entscheiden. Aufgabe von Politikern und Meinungsbildnern (Aufgabe auch der Presse) scheint mir hingegen zu sein, die durch das Kunstwerk bewirkte Irritation produktiv umzusetzen: Diskussion in den Weg zu leiten und anhand von Ergebnissen, die über blosser Emotionsausbrüche hinausgehen, allenfalls auch Konsequenzen zu ziehen – nicht etwa in der Auftragserteilung beim Kunstcredit, sondern zum Beispiel in grundsätzlichen Planungsfragen. Mit seinem eindeutigen Bekenntnis zu Grosserts Werk hat der Regierungsrat (unterstützt vom Grossen Rat) einen ersten Schritt in dieser Wegrichtung getan – denn immerhin stand zum Beispiel in einer vom «Doppelstab» organisierten Publikumsbefragung auch die «Vernichtung» der Plastik (mindestens in Gedanken) zur Debatte.

Kurz nach den ersten Passanten-Kommentaren und Interpellationen wurde die Grossert-Plastik beschmiert. Das wiederum war Anlass weiterer Interpellationen. So beantragte etwa der Grossrat Paul Neidhardt eine Verkürzung des Kunstcredit-Etats um 20000 Franken und protestierte gegen die «Verschandelung der Stadt durch den Kunstcredit». Ein anderer Grossrat, Werner Muster, erkundigte sich in einer Anfrage: «Warum werden nicht vermehrt nächtliche Kontrollen durch die Polizei durchgeführt?»

Wenn drei Basler Politiker hier zitiert werden, so nicht, um sie anzuprangern oder ihnen gar Mitschuld am Vandalenakt in die Schuhe schieben zu wollen. Vielmehr zeugen die Zitate von einer allgemeinen Ratlosigkeit im Verhalten gegenüber Kulturprodukten, die immer dann zur Sprache kommt, wenn es um kommunal finanzierte Kulturprodukte geht. Da plötzlich taucht das «gesunde Empfinden» auf, nicht die Frage nach dem weitaus konkreteren Empfinden des Künstlers und seiner Gründe; oder der Ruf nach der Polizei, nicht die Frage, warum Polizeischutz hier notwendig wäre; oder die Verschandelung der Stadt durch Kunst, nicht die Verschandelung der Stadt durch die Hinnahme unkontrollierten und einseitig ausgerichteten Wachstums.

Politiker wurden zitiert, weil sie (alle, nicht nur die zitierten) die Volksvertreter dieses Volks sind, das mitunter im Zorn reagiert. Wie sehr «*Lieudit*» zur Kunst des Anstosses wurde, zeigte die Flut von Leserbriefen in allen Zeitungen. Interessant hiebei war

Die Brandmarkung «56000.– Steuergelder» zog schliesslich die Auslagen für eine kostspielige Restauration nach sich.



aber zu registrieren, wie sich bei vielen Briefschreibern der Ton nach dem Vandalenakt veränderte. Neben warnenden Stimmen erklang die Meinung: Wir sind zwar schon gegen solche Zerstörungsakte, aber trotzdem hat endlich einer zugeschlagen. Der Terror, ein Begriff, der bei solchen Ereignissen schnell zur Hand ist, wurde plötzlich nicht mehr in Zusammenhang mit der Dunkelmänneraktion, sondern im Hinblick auf die Kunstkredittätigkeit eingesetzt. Vom «Kunstterror» war die Rede. Vom Fehlen der Demokratie in der öffentlichen Kunstpflege – als wäre über Kunstqualität wie über die Motorfahrzeugsteuer abzustimmen.

Die Vorfälle um Grosserts Werk an der Heuwaage sind Teil eines schwelenden Konflikts zwischen Kunst und Öffentlichkeit, der immer wieder neu aufflackert. Die Wandbeschmierung am Stadttheater («Hollmann raus!») nach der «Othello»-Premiere im September 1976 machte es deutlich. Auch da war wieder viel vom Steuergeld die Rede und wenig von den Gründen, warum die Aufführung manchen Zuschauer so schmerzlich traf.

Skandale, gut – sie gehören zum Leben einer Stadt. Sie verdecken aber, wenn sie bloss Schlagzeilen liefern und dann wieder vergessen werden, eine Grundproblematik des Lebens in heutiger Zeit. In einem aggressionsbeladenen Klima des Lebenskampfes jedes gegen jeden und aller gegen alle, auf den wir offenbar ziemlich schicksalsergeben hintreiben, entlädt sich der Zorn über dieses Klima ganz plötzlich in der Form «alle gegen einen» – und am schwächsten Opfer: an der Kultur. Sie gilt ohnehin als Privatgarten eigenartiger Menschen und soll sich hüten, auf der Allmend auch noch ihre Bizarrerien zu treiben – es sei denn,

sie habe fraglos unter dem alten Hut «Kunst ist schön» (Was ist «schön»?) Platz. Je entwerteter unser Lebensraum in Stadt und Land wird, desto mehr wächst die Sehnsucht nach «ewigen» Werten, wie sie allein noch die Kunst als moralische Stütze anbieten kann. Denn in Ruhe an einem See zu sitzen, was beispielsweise nicht nur einen Erholungs-, sondern auch einen Lebenswert darstellt, oder durch eine Stadt zu flanieren, oder, am wichtigsten wohl, unter angenehmen Bedingungen wohnen und arbeiten zu können – das erweist sich dem heutigen Menschen zunehmend als illusorisch.

Also hätte er eigentlich aufzuhorchen und aufzusehen, wenn sich ihm unerwartet an einem Platz in der Stadt, an dessen Verödung er sich in kürzester Zeit gewöhnt hat, ein Ding entgegenstellt, dessen Sinn und Zweck er vielleicht zunächst nicht einsehen, an dem er doch aber nicht achtlos vorbeigehen kann. Weil es irgendetwas in ihm, positiv oder negativ, berührt. Michael Grosserts Kunst ist bestimmt nicht nach jedermanns Geschmack. Aber: Der Heuwaage-Viadukt, um das am nächsten liegende Beispiel zu nehmen, ist es auch nicht.

Vielleicht erleben wir oder unsere Nachfahren einst eine Zeit, in der Kunst und Städtebau sich wieder mehr vereinigen, in der auch der arbeitende und der sinnliche Mensch, gegenwärtig zwei weit voneinander gespaltene Teile, wieder zu einem Ganzen werden. Dann wird sich Kunst anders als heute präsentieren.

Auch die eines Michael Grossert.

Wenn diese Zeit aber ausbleibt, dann dokumentiert «*Lieudit*» – wenn die Plastik dann immer noch, vielleicht einsam, steht – ein zu spät beachtetes Aufbegehren.